

Frank Heibert

ÜBERSETZEN MIT MUT

Es ist ein großes Glück, ein großes Kompliment, den Helmut-M.-Braem-Preis zu bekommen, schließlich ist der auslobende Freundeskreis eine Vereinigung von Übersetzern, eine besonders kenntnisreiche. Braem, ihr Gründer, hat zusammen mit Elisabeth Kaiser Faulkners „Schall und Wahn“ übersetzt, das ich vor ein paar Jahren neu übersetzen durfte: ein schöner, augenzwinkernder Zufall. Dass ich mich heute so besonders freue, hat mit der Begründung der Jury zu tun: Sie spricht von Mut zu außergewöhnlichen Lösungen und vom Schwung meiner Übersetzungen.

Für den Preis und für das Lob bedanke ich mich von Herzen. Ich fühle mich da auf sehr persönliche Weise „gesehen“, wie es neudeutsch heißt, denn ich war schon immer, meine Lektoren und Lektorinnen können das bezeugen, eher ein frecher Übersetzer, einer, der sich in seiner abgegebenen Fassung lieber ein Stückchen zu weit aus dem Fenster hängt, im Vertrauen darauf, dass die Lektorin mir schon sagen wird, wo ich's vielleicht übertrieben habe. Wir wissen alle, dass der persönliche, bis zu einem gewissen Punkt unverwechselbare Charakter unserer Übersetzungen auch unsere Persönlichkeit widerspiegelt. Aber wir wissen auch, dass anders als bei anderen Kunstgattungen die Marge, innerhalb derer WIR uns kreativ austoben können, begrenzter ist, begrenzt durch die Vorgaben des Originals, durch das jeweilige Austoben des Autors, der Autorin, die wir übersetzen. Und wenn wir uns über die Jahre einen festen Stamm an Autoren aufbauen, deren Werke wir regelmäßig übersetzen, so deshalb, weil uns das, was sie sprachlich typischerweise veranstalten, liegt. Es ist kein Wunder, dass auf meiner Liste George Saunders neben Lorrie Moore und Tristan Egolf gegenüber von Richard Ford oder Don DeLillo stehen. Sie sind sprachlich ganz unterschiedlich, aber sie *alle* reizen, ohne experimentell zu werden, die Möglichkeiten der Sprache zuweilen bis ans Limit aus, betrachten die Welt mit ihrem jeweiligen philosophischem Humor und dem stark ausgeprägten Wie ihres Stils. Dieses Wie macht Literatur erst so begeisternd, und im Wie unserer Autorinnen und Autoren finden wir Übersetzer unsere Erfüllung, können uns zeigen, na ja, eben: austoben.

Übersetzerischer Mut ist kein Selbstzweck, als würde es sich um eine Extremsportart handeln. Er hat nur Sinn, wenn auch das Original mutig ist. Aber was heißt das genau? Durch seine sprachliche Gestaltung steht jedes literarische Werk an einer bestimmten Stelle auf dem breitgefächerten Spektrum der Originalsprache, zwischen gängig, vertraut, konventionell einerseits und originell, gewagt, provozierend andererseits. Beim Übersetzen gilt es, diese Stelle im Spektrum der deutschen Sprachverwendung zu finden und sie lebendig mit den Mitteln des Deutschen auszugestalten. Spielt eine besondere sprachliche Gestaltung überhaupt eine große Rolle, im Verhältnis zur Handlung, zum Inhalt? Wählt der Autor das naheliegendere Wort, die idiomatischste Redewendung, einen unauffälligen, flüssigen Satzbau – oder ein köstliches Wort, eine poetische Metapher, einen eigenwilligen Satzbau? Oder etwas dazwischen? Und wie viele Varianten fallen mir überhaupt ein?

Wenn da steht „Everybody wants to own the end of the world“, nehme ich die naheliegende Übersetzung „Jeder will das Ende der Welt besitzen“ – oder interpretiere ich und mache den Satz nachvollziehbarer, indem ich etwa sage „Jeder will das Ende der Welt in der Hand haben“? „Kontrollieren“? Klar, was zeigt mir der Kontext an, was entspricht eher dem Autorenstil? Und was entspricht *meinem* Nachempfinden und Anverwandeln des Autorenstils? „There we were, in miniaturized mindspace“ – „Da saßen wir, geschrumpft auf die Größe des geistigen Auges“ oder „im Kleinformat des Kopfkinos“? So, wie ich ticke, will ich die Alliteration *und* die Knappheit, so schön der Daktylus der ersten Version ist. So klingt der Autoren-Sound, wenn ich ihn zu gestalten habe.

Das waren, quasi kuhwarm, zwei Beispiele aus dem neuen, noch nicht erschienenen DeLillo, die Lektorin Bärbel Flad sitzt unter uns und weiß, wovon die Rede ist. Schauen wir uns naheliegenderweise nun auch George Saunders an, was gibt er vor? Er rückt nah an seine Figuren heran, wählt die Ich-Perspektive oder die personale Erzählperspektive und lässt sie in inneren Monologen oder Dialogen das Wort ergreifen. Oft werden in einer Story mehrere gegeneinander geschnitten. Saunders gestaltet diese Rollenprosa beherzt aus, mit originellen sprachlichen Mitteln und zugleich psychologisch absolut glaubwürdig.

In In der Titelgeschichte „10. Dezember“ tritt Don Eber auf, ein Mann in den besten Jahren mit einem Hirntumor, der sich am 10. Dezember bei minus zwölf Grad in die Natur begibt, an einen zugefrorenen Teich, wo er immer seinen Hund ausführte. Er erinnert sich an seinen Stiefvater Allen und dessen elendes, langes Sterben; er, Don Eber, will seiner Familie nicht dasselbe zumuten wie Allen ihm und seiner Mutter. Es geht in dieser Geschichte um Leben und Tod und auch um das Ausrasten und das Entgleiten der Sprache, um zunehmende sprachliche Fehlleistungen. Der schimpfende Allen ist erschütternd und zugleich brüllkomisch, weil er hilflos macht – das verhilft zu Galgenhumor, bei Beteiligten wie Lesern. Don Eber erlebt als Kranker, wie sein Tumor ihm punktuell die Sprache zersetzt, stellvertretend für den ganzen Albtraum, wenn das eigene Leben und dessen Selbstbestimmtheit ins Rutschen gerät. Bei Don Eber sind die Fehlleistungen gar nicht mehr lustig, aber nicht minder herzerreißend.

Für das Übersetzen ist klar: ich muss die Fehlleistungen sowieso an andere Wörter und Strukturen knüpfen als im Original, aber wonach suche ich die im Deutschen aus? Wo finde ich die kleinen grammatikalischen Verschiebungen, die klanglichen Verzerrungen, die auch wie Artikulationsprobleme wirken könnten, und wie dosiere ich sie im Deutschen überzeugend? Was zählt, ist wie immer die Wirkung, und die kann ich mir am besten klarmachen, indem ich die doppelte Haltung herausinterpretiere, die dahinter steht: Saunders' Blick auf seine Figuren und ihre Welt *und* der Blick der Figuren selbst auf ihre Welt. Ich muss mich zum Übersetzen in Saunders' Humanismus hineinbegeben, zu dem er uns Leser verführen will, indem er zeigt, wie wir kleinen Menschen innerlich ticken, als Subtext und Hintergrund zu unseren zuweilen extremen und schnell, vielleicht vorschnell verurteilten Handlungen. Der suizidale Todkranke Don Eber ist nur ein Beispiel dafür; in diesen

Erzählungen treten lauter andere sprachlich ausgeprägt charakterisierte Underdogs & Loser auf, z.B. ein Teenagerprinzesschen, ihr sexuell aggressiver Kidnapper und der verklemmte Nachbarsjunge, der sie am Ende rettet; ebenso der gleich Amok laufende Irakheimkehrer sowie diverse überforderte, auf ihre Weise ihre Kinder liebende Mütter und Väter.

In der Geschichte „10. Dezember“ ist der zweite Held ein „blasser Junge mit unvoreilhaftem Prinz-Eisenherz-Pony und täppischem Gehabe“, der in seiner Fantasy-Computerspiel-Welt aufgeht und beim Spielen zufällig zum selben zugefrorenen Teich geht wie Don Eber. Ihr Aufeinandertreffen und wohin Saunders die Geschichte am Ende führt, ist für mich große US-Gegenwartsliteratur, und wie es sich für große Literatur gehört, sind das Inhaltliche und die sprachliche Gestaltung letztlich nicht voneinander zu trennen. Als Übersetzer liebe ich die Figuren ebenso, wie George Saunders es tut, ergründe sie, analysiere und fühle mich ein, damit sie mit all ihren Gewöhnlichkeiten und Außergewöhnlichkeiten, die Saunders mutig gestaltet hat, im Deutschen ankommen.

Gleich werde ich die Einstiegspassage von Don Eber auf Deutsch lesen. Ist das nun die richtige Übersetzung? Ist es eine gute Übersetzung? Bekanntlich gibt es dafür kein Metermaß. Aber ich bin davon überzeugt, dass der Text durch seinen übersetzerischen Ansatz eine Chance hat, gut rüberzukommen. Wenn es gelingt, mit einer Übersetzung zu überzeugen, mit ihrer sprachlich-stilistisch äquivalenten Gestaltung die angepeilte äquivalente Wirkung zu erzielen, ist das übersetzerische Ziel erreicht.

Wie bereits gesagt: bei schwer lösbar scheinenden Herausforderungen neige ich dazu, lieber den Stier bei den Hörnern zu packen als auf Nummer Sicher zu gehen. Das kann allerdings nur funktionieren, wenn, noch während ich die Hörner in den Fäusten habe, umso strenger nachkontrolliert wird, ob eine gute Idee wirklich eine gute Idee war oder ob ich mich womöglich verrannt habe. Aber wer wäre schon von sich aus zu so einer Strenge in der Lage? Keiner beherrscht die quälende Kunst des „Kill your darlings“ aus dem Stand. Deshalb möchte ich mich an dieser Stelle bei all den Lektorinnen und Lektoren bedanken, die mir das über die Jahre gezeigt haben. Bei Saunders war das zunächst Elisabeth Ruge und jetzt ganz besonders Christine Popp vom Luchterhand Verlag, die es nicht nur fertig brachte, sich von guten Ideen begeistern zu lassen und bei den weniger guten unbeirrt kritisch zu bleiben, sondern an einigen Stellen auch vorschlug, schwungvoll das Schraubchen ein Stück weiter zu drehen – eine wunderbare gemeinsame Arbeit im Sinne und im Geiste des Autors. Der Luchterhand Verlag sponsert übrigens, tausend Dank, großzügig das bläschenhaltige alkoholische Erfrischungsgetränk, an dem wir uns gleich alle erfrischen dürfen. Bedanken möchte ich mich aber auch bei den vielen Kolleginnen und Kollegen, von denen ich gelernt habe und immer weiter lerne, beim Lesen ihrer Werke, beim Diskutieren in Straelen oder in Wolfenbüttel; ich nenne hier nur die beiden Damen, mit denen ich durch den Hieronymus-Ring verbunden bin, Karin Krieger und Miriam Mandelkow, sowie diejenigen, mit denen ich bereits zusammen

übersetzt habe: Ulrich Blumenbach, Christiane Buchner, Patricia Klobusiczky und *last but not least* Hinrich Schmidt-Henkel.

Zum Abschluss also ein paar Seiten aus der Titelgeschichte „10. Dezember“. Zur Beruhigung sei übrigens gesagt: Sie geht - relativ - gut aus. [Es folgen, eingekürzt, die Seiten 236-241 aus George Saunders: *10. Dezember*.]